

Filmfestspiele in Berlin 1966

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **18 (1966)**

Heft 15

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-963113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FILM UND LEBEN

FILMFESTSPIELE BERLIN 1966

FH. Es ist eine kritische Sache mit den vielen Filmfestivals. Immer geht man mit neuen Hoffnungen hin, überzeugt, dass doch die neuen Filme der Welt irgendwie an Qualitäten zunehmen, oder doch einige unter ihnen. Und von wievielen kehrt man bedrückt und enttäuscht zurück. Wird es diesmal in Berlin anders sein?

Berlin ist dazu benachteiligt. Der ganze Osten boykottiert es, wenigstens soweit der offizielle Teil, das heisst der Wettbewerb, in Frage kommt. So wird ausgerechnet das tief im Ostgebiet liegende Berlin zu einer Sonderschau des westlichen Films. Und es muss sich natürlich sehr anstrengen, um da mit den andern Grossveranstaltungen in Cannes und Venedig konkurrieren zu können.

Ironischerweise stand die ganze Veranstaltung am Anfang unter dem Zeichen: "Die Russen kommen". War es Absicht, Zynismus oder ein Wunschtraum? Die Illusion verflog jedenfalls schnell, als der Film dieses Namens zu laufen begann. Nicht nur wegen des Untertitels, den der Kultursenator ein für allemal einfügen liess: "Towarisch Rozanow entdeckt Amerika", sondern auch von wegen der Qualität. Der Film ist nämlich nur eine etwas kindische Farce von einem in den USA gelandeten U-Boot, dessen Mannschaft in das Land einzudringen versucht. Schliesslich vereinigen sich Russland und Amerika, um ein kleines Kind vom Kirchturm eines Hauses zu retten. Was sich die Amerikaner von einer solchen kläglichen Verniedlichung eines weltgefährlichen Gegensatzes versprechen, ist unerfindlich.

War der Beginn wenig versprechend, so hob sich das Niveau doch bei den folgenden Vorführungen auf einen annehmbaren Durchschnitt. Spanien kam mit "Die Jagd", einen ziemlich konventionellen, wenn auch grausamen, harten Film über eine Tierhetze, die schliesslich in eine Menschenjagd ausartet, bei der nur noch der Jüngste übrig bleibt. Karge, öde Landschaft, Hitze, die Einsamkeit von vier Menschen, führen das Drama herbei. Eine Art spanischer Heimatfilm, dem keine besondere Aussage, besonders auch keine politische zu entnehmen ist.

Sehr ungleich wirkte der Italiener "Ehrensache" von Luigi Zampa. Hintergrund ist das noch ganz mittelalterliche Blutrachesystem auf der Insel Sardinien, schlimmer als jenes in Sizilien, von keinem gnädigen Lichtschein erhellt, auch nicht von der Kirche aus. Hier läge zweifellos dramatischer Stoff in Fülle herum, aber Zampa benimmt sich unberechenbar, baut eine Kriminalgeschichte ein, wendet lange einen ungleichwertigen Komödientil an, um dann am Schluss plötzlich wieder in abgründiges Drama zu versinken. Solche und ähnliche Stilbrüche und Stil-Schwankungen verraten die gestalterische Unsicherheit und stören. Einzelne Sequenzen entbehren nicht der Eindringlichkeit, doch ist der Film als Ganzes danebengeraten.

Dann kam der je nach Einstellung sehnlichst erwartete oder gefürchtete französische Beitrag von Godard: "Masculin-féminin." Die Geister scheiden sich wie immer vor seinen Filmen, und wir müssen unsere Stellungnahme auf später versparen. Nur soviel sei hier angedeutet: Godard sucht eine Darstellung der heutigen Pariser Jugend der Zwanzigjährigen zu geben, der "Kinder von Karl Marx". In 15 Situationen hält er ihre Verhaltensweisen fest. Was herauskommt, ist nicht gerade eine Empfehlung für diese. Selbst eine junge Dame, welche die Maturität bestanden hat, weiss auf primitive Fragen keine oder nur falsche Antworten. Bequeme Hemmungslosigkeit herrscht auf der ganzen Linie, man gibt sich nicht die geringste Mühe, sich etwas zu beherrschen, gibt jedem, kleinen Gelüste nach. Auch die aktuelle Politik wird hereingezogen, selbstverständlich deutlich kommunistisch, wobei sich die Parolen etwa über Vietnam aber auch sehr schön mit den gaullistischen decken - wieder einmal verbinden sich die Extremisten links und rechts herzlich, um den gesunden Menschenverstand umzubringen.

Doch der Film geht tiefer. Es wird bei Godard ein Bestreben spürbar, vielleicht doch zu bestimmten Anschauungen des Lebens zu kommen. Er ist noch immer der Puritaner, der den Glauben verloren hat, aber dessen gute Schulung ein sehr gewissenhaftes, kleinbürgerliches Durchdringen der Realität erfordert. Er sucht in der letzteren nach Antwort auf die grossen Fragen, ohne sie selbstverständlich finden zu können, auch nicht mit der grössten Wahrheitsliebe und psychologischem Scharfsinn. Die Welt bleibt für ihn immer noch ein Chaos, ein toller Wirbel, aber mehr als früher versucht er in diesem Film einen roten Faden durch das Geschehen zu ziehen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass er allmählich aus dem Standpunkt der blossen Zustandsschilderung und Feststellung fortschreitet zur Deutung des Geschehens. Bis jetzt war er offensichtlich zu schwach dazu. - Unergiebig war einmal mehr die Pressekonferenz mit ihm, wobei er sich vorzugsweise in Allgemeinheiten erging. Als Zweck seiner Arbeit gab er nur an: "Ich stelle Gedanken zur Diskussion und liefere Tatsachen, Objekte verschiedener Wahrheiten". Mehr war von ihm Grundsätzliches nicht herauszubekommen. - Schnitzlers "Liebele" am Abend in der retrospektiven Schau war demgegenüber eine Erholung: Auch hier eine dekadente, abgestorbene, schwer korrupte Welt, aber welche Kultur! Welche charmante Zartheit der Gestaltung, wo oft eine kleine Andeutung ausreicht gegenüber der heutigen, brutalen Ausmalerei der widrigsten Situationen! Welcher Respekt vor den Menschen! Es wird nach der

Naziverruchtheit lange gehen, bis wir wieder diese Höhe der menschlichen Alltagsbeziehungen in Europa erreicht haben werden.

Am Vormittag hatte in der Staatsoper die Verleihung der Bundesfilmpreise stattgefunden. Der Akt hatte nicht mehr den feierlichen Charakter wie früher; sonst Deutschlands grösster Trumpf, die Musik, war nicht sehr geschickt gewählt und die Reden wurden schnell und dauernd vom Blatt gelesen, sodass nur mitkam, wer hochdeutscher Muttersprache war. Dabei wäre der Inhalt der Ansprachen wohl eines Nachdenkens wert gewesen. Gerade die Leute vom Film und auch der Regierung sollten sich bewusst sein, wie wichtig eine gute Präsentation ist, und dass auch betonte Sachlichkeit echte Weihe nicht auszuschiessen braucht. Erstaunen und wohl ein bisschen Neid haben bei den Fremden die hohen Summen erregt, die da von der Regierung ausgeworfen wurden; Beträge von 350'000.- M oder 300'000.- M. pro Film sind auch für Deutschland keine Kleinigkeiten, von dem Regen kleinerer Beträge zwischen 13'000.- M. und 100'000.- M. nicht zu reden. Hoffentlich zeigen sie auch Früchte.

"Das Dorf der Verfolgten" aus Brasilien handelte von der hoffnungslosen Liebe eines Priesters und eines jungen Mädchens, das ihn verführt, was nur tragisch enden kann. Der Film soll zum brasilianischen "Cinema Novo" gehören, der für europäische Verhältnisse zwar nicht neu ist, aber doch ein bemerkenswertes Niveau für filmische Gestaltungsfragen aufweist. Dabei erweisen sich die Urheber gegenüber den in Brasilien herrschenden Zuständen als sehr kritisch; sie gehen sowohl mit den einfachen Leuten auf dem Lande als besonders mit ihrer Kirche recht unsanft um. Der Film ist ein massiver Angriff auf das Zölibat, ja seine Aussage lautet: Erst wenn Du den Priesterrock ausgezogen hast, kannst Du wirklich ein Mensch sein. Ausser einigen Längen hat er echt poetische Stellen. - Es scheint jedenfalls, dass mit dem brasilianischen Film noch zu rechnen sein wird.

Dann kam der mit einem Wust von Propaganda hochgespielte deutsche Beitrag "Schonzeit für Füchse" von Peter Schamoni. Umso stärker musste wieder einmal die Enttäuschung sein. Der Film sollte den heutigen Stand des Generationenproblems in Deutschland aufzeigen, die Minderwertigkeit der älteren Herrschaften beweisen, der "Füchse". Die jüngeren haben noch Schonzeit, die aber abzulaufen im Begriffe ist, denn sie sind dreissigjährig. Sie sehen das Treiben der Aeltern, seine Nichtigkeit, die mit einem fast lächerlich anmutenden, gespreizten Zeremoniell vollführte Schlächtereier der Jagd. Einer Jagd auf Tiere, die man sorgfältig in Käfigen vorher aufgezogen hat, um sie dann schnell vor Beginn des Treibens in die kurze, qualvolle Pseudo-Freiheit der Verfolgten zu entlassen. Aber was tun die jugendlichen jungen Männer dagegen? Laufen sie Sturm, wie es echter Jugend angemessen wäre, protestieren sie als Männer, die sie schliesslich mit ihren dreissig geworden sind? Distanzieren sie sich? Keine Spur. Der eine, ein Journalist, läuft als ewig Murrender in einem kleinbürgerlichen Milieu herum, in das er sich lustlos durch eine ziemlich leere Sekretärin hineinverliebt hat, verdrossen und unzufrieden. Und der andere, Sohn aus reichem Industriellen-Hause, ist überhaupt blutleer gezeichnet, äussert seine Unzufriedenheit mit seiner immerhin sehr bequemen Lage vorwiegend im Gespräch mit seinem Freund und mit Freundinnen, bei dem es bleibt. Am Schluss will er sich dann "befreien", indem er nach Australien geht, wo ihn aber auch Geschäftsfreunde seines Vaters erwarten. Also zwar Kritik an den Alten, aber doch Anpassung auf der ganzen Linie.

Warum aber Kapitulation, warum es keinen andern Ausweg für intelligente, gesunde, junge Dreissiger aus dieser von ihnen abgelehnten Welt geben soll, dafür fehlt jeder Nachweis. Beide hätten die Möglichkeit, sich eine gute Basis zu schaffen, um sich von da aus ein Leben nach ihren eigenen Ueberzeugungen zu gestalten - kein Mensch hinderte sie daran, im Gegenteil. Aber müde und verdrossen und schwächlich laufen sie mit melancholischen Sprüchen herum, manchmal ein bisschen böse und aufmuckend, meist aber leicht bitter-apathisch. Wahrhaftig, Deutschland wäre um eine solche Jugend nicht zu beneiden. Nach diesem Film zu urteilen, wird das Wort "Zivilcourage" in Deutschland noch immer klein geschrieben.

Der Grund für die verfehlt Anlage des Films dürfte zum Teil in einer falschen Nachahmung Antonionis zu suchen sein, zu welchem sich Schamoni übrigens ausdrücklich bekannt hat. Aber er scheint die existenzialistische Grundlage von dessen Filmen gar nicht erkannt zu haben, sah nur die äusseren Resultate: eine gewisse Müdigkeit, Resignation und Apathie. Das ist nicht der verzweifelt isolierte Mensch, dem die Möglichkeit zur Kommunikation fehlt, den uns Schamoni vorführt, sondern ein uninteressanter Nörgeler und spiessiger Schwächling, der den Mut zu einem eigenen Leben nicht besitzt. Unter diesen Umständen versagen auch manche gestalterische Details und einzelne gute Einfälle, die allerdings auch neben leicht kindischen und zu simpel stehen. Immerhin - Schamoni ist noch jung und nicht unbegabt, und vielleicht versucht auch er, sich von einem Pseudo-Antonioni-Schüler zu einem echten Schamoni von eigenen Ueberzeugungen zu entwickeln. Zum Verfechter eines (übrigens abgestandenen) Existenzialismus taugt er bestimmt nicht.

(Fortsetzung folgt)